Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 69 (1975)
Heft: 7-8

Artikel: Ein Homeland in Südafrika und die Schweizer-Kirchen
Autor: Kobe, Willi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-142477

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Homeland in Südafrika und die Schweizer-Kirchen

Am 7. April dieses Jahres fuhr eine schweizerische Reisegruppe in das Homeland Gazankulu in Nordosttransvaal ein, mit der Absicht, dort einen Begriff zu erhalten von der Gründung, der Organisation und den Entwicklungsplänen eines Homelandes. Unter «Homeland» ist in der Savannenlandschaft Südafrikas ein Landkomplex zu verstehen, welcher aus vielen Teilstücken zusammengesetzt sein kann, was die Dauerhaftigkeit der Apartheidpolitik der südafrikanischen Regierung garantieren soll. In solchen Homeländern wurden und werden nach sprachlichen Kriterien Schwarze gesammelt und angesiedelt und dort sich selber überlassen. Sie sollen dort ein eigenes unabhängiges Staatswesen nach westlichem Muster mit allem Drum und Dran organisieren. Gazankulu ist nun eines dieser Homeländer. Bei der Hinfahrt zu seiner Hauptstadt (besser Hauptort genannt) Giyani merkt man gut, wo seine Grenze liegt. Dies zeigt sich daran — wie dies übrigens bei allen von uns besuchten Homeländern der Fall war —, daß man nach der asphaltierten Hauptstraße meist auf staubigen, grobbekiesten Straßen, die manchmal mit ihren Schlaglöchern eher einer Piste gleichen, sein Ziel anzugehen hat. Es geht an langgestreckten Straßendörfern der Schwarzen vorbei, die aus gehäuften Rundhütten bestehen, von denen jede mit einem bescheidenen Maisfeld umgeben ist. Schließlich kündet sich durch Gruppen von sich gleichenden einstöckigen Backsteinhäuschen das erreichte Ziel an. Zwischen den Backsteinbauten liegen bestellte Gärtchen, die oft auch Fruchtbäume aufweisen. Am Rand des Ortes, der vor etwa drei Jahren im leeren Savannenland gegründet worden war, fahren wir an einigen Werkstattgebäuden vorbei, um darauf das kirchliche Zentrum der reformierten Tsongakirche, die aus der schweizerischen Südafrikamission hervorgegangen ist, zu erreichen. Alles scheint erst kürzlich gebaut worden zu sein. Es ist mit einer kirchlichen Heimstätte in unserem Lande vergleichbar mit seinen geräumigen Lehr- und Versammlungszimmern, einem Bücherladen, einem Kirchensaal und einem Logierhaus für Gruppenveranstaltungen und Schüler. Alle Gebäude sind um einen Gartenhof geordnet, in welchem Beete voll Erdnußpflanzen ihre Früchte heranreifen lassen. Auf einem offenen Feuer in einer Hofecke bereiten schwarze «Kirchenmütter» uns einen Maisbrei, um ihn uns darauf mit leckeren einheimischen Zutaten als Imbiß anzubieten.

Nach unserer leiblichen Stärkung begeben wir uns in das Herz der «Landeshauptstadt», bestehend aus dem schlichten und bauschönen Parlamentsgebäude und an weiten Höfen gelegenen einstöckigen Ver-

waltungsgebäuden. Alles ist ganz neu. Das Parlamentsgebäude ist ein hoher, großer Saal, mit hellem Holz ausgetäfert, mit dem Landeswappen geschmückt und nach westlichem Muster bestuhlt.

Eine besondere Überraschung wird uns zuteil. Der Ministerpräsident des Homelandes, Prof. Ntsanwisi, spricht zu uns unter dem schattenspendenden Blätterdach von Bäumen. Er ist ein stämmiger, sympathischer Schwarzer, der vor seinem politischen Amte schon fünfzehn Jahre verwaltend und leitend in der Kirche tätig war. Er wurde von seinen Mitchristen gebeten, «von der kirchlichen auf die politische Plattform überzuwechseln», wie er sagte, um auf diese Weise seinem Volk zu dienen. Übrigens lernte er 1958 mit seiner Frau zusammen auch die Schweiz kennen und erzählte uns, daß er nächste Woche wieder dorthin, nach Basel, reisen werde, um dort mit den Chemiekonzernen zu konferieren, die im Lande ein Industrieunternehmen aufbauen wollen, das Herbizide und ähnliche landwirtschaftliche Hilfsmittel herstellen soll.

Der Redner führte unter anderem aus, wie er ernstlich versuchen will, freies Leben und Bildung unter sein Volk zu bringen, Wasser zu beschaffen und einfache Herstellungsverfahren für tägliche Dinge zu fördern. Jedermann soll offen sprechen dürfen und, durch die Kirche geweckt, beginne jetzt der Alltag zu tagen. «Wir wollen keine Feinde der Weißen sein. Wir wollen eine Brücke zu ihnen schaffen.» Beide, sowohl die Schwarzen wie auch die Weißen, haben ihre Rolle zu spielen. Die Mission hat uns dazu große Hilfe geleistet. Wir wären ohne sie nicht, was wir sind. Sie hat uns die Schule, Pfarrer, Ärzte und Lehrer gebracht. Neben den Reformierten bestehen noch vier andere Konfessionen hier, aber die Schweizer haben das Meiste beigetragen. Es hat keinen Sinn, bloß gegen die Apartheid zu polemisieren. Durch die Lebensweise der Schwarzen soll hier etwas Besseres gezeigt werden, ein tatsächlicher Beginn von Menschlichkeit.

Schweizer werden dabei mithelfen, sei es als Farmer, die uns bessere Tierrassen vermitteln oder die Industrie, wie Geigy und Hofmann-La-Roche. Sie haben 45 000 R für die Laboreinrichtung der landwirtschaftlichen Schule gespendet. Andere Schweizerfirmn sollen ermuntert werden, hier ihre Industrien aufzubauen. Ein Stück des Landes soll dazu ausgespart werden.

Ich werfe ein, daß ich nicht daran glaube, daß Gazankulu mit der Einführung hochtechnischer Industrie gedient sei. Diese brauche besonders hochausgebildete Techniker und gelernte Arbeiter in relativ kleiner Zahl, sodaß durch sie den vielen Beschäftigungslosen im Lande keine Arbeit geboten werde. Zudem, wer soll in diesem armen Land die produzierten Dünger und Herbizide kaufen? Wohin soll ein allfälliger Export dieser Güter gehen? Wenn schon, dann kommt er in

die Hände der weißen Farmer und kann nicht der Entwicklung der schwarzen Landwirtschaft hier und anderswo dienen. Ob es nicht zweckdienlicher sei, anstelle der Einführung hochtechnischer Industrie die Förderung und technische Entwicklung des landesüblichen Handwerkes zu betreiben, das vielen Händen Arbeit verschafft, die schöpferischen Gaben im Volk anspornt und auf die Dauer einen allgemeinen Wohlstand zu erzeugen vermag?

Allein, der Redner ging auf den Einwurf nicht ein, denn es gelte, das Land fruchtbar zu machen, Wasser auch für die Viehhaltung zu beschaffen und dazu Dämme zu bauen und Röhren zu legen, was 15 Millionen R verschlingen werde. Das Land sei sowieso für die zugemutete Bevölkerung viel zu klein, wie alle übrigen Homeländer auch. Nur 13 Prozent des Bodens der Republik würde den Schwarzen zugestanden, wobei nicht alles Land fruchtbar sei. Zudem zählen sie 18 Millionen, während die Weißen nur 4 Millionen ausmachen. Das muß geändert werden!

Warum Industrie? Weil zur Ausführung all dieser Pläne Geld hereinkommen muß. Wir erwarten Steuern von ihr. Die Steuererträgnisse des Landes sind gering. Ab 18. Jahr muß jeder Mann 2,5 R als Grundsteuer bezahlen. Männer und Frauen haben ein Einkommen, das 300 R übersteigt, dazu zu versteuern. Vor allem brauchen wir Geld für die Schulung und Bildung unserer Jugend, denn diese Aufgabe zu lösen steht im Vordergrund unserer Pläne.

«Die Apartheid ist eine weiße Politik. Wir anerkennen sie nicht. Aber uns bleibt im Gebiet der Weißen keine Alterntive. Hier aber machen wir, was wir wollen. In fünf Jahren haben wir eine eigene Verwaltung aufgebaut mit eigenen Steuern. Weiße können bei uns arbeiten und tun es auch.» — Dann kommt er auf das Regierungssystem zu sprechen. Das Parlament, das jährlich eine Session von drei bis vier Wochen abhält, besteht aus 68 Mitgliedern, wobei in dieser Zahl die sechs Minister eingeschlossen sind. 24 Parlamentsmitglieder werden vom Volk gewählt. Die übrigen stellen die Häuptlinge der Gemeinden und die Bezirksdelegierten. Die eingehenden Steuern verbleiben dem Lande, aber vom Parlament verabschiedete Gesetze müssen zuerst von der Zentralregierung in Pretoria genehmigt sein, bevor sie in Rechtskraft erwachsen. Das Homelandgesetz schreibt eine gute Schulbildung der Jugend vor. Wir bestimmen, was für uns gut ist. Erst vom dritten Schuljahr an ist Englisch die Unterrichtssprache. Wir führen eine Handelsschule, wofür die Schüler ihr Schulhaus selber gebaut haben.

Mit etwas zwiespältigem Eindruck nehmen wir von Prof. Ntsanwisi Abschied. Zwiespältig insofern, als wir von Herzen gutheißen alles, womit er dem Volk zu dienen beabsichtigt. Aber tiefe Zweifel hegen wir was die Dienlichkeit der Mittel anbetrifft, auf die er seine Hoffnung

setzt. Nachträglich vernehme ich von einem unterrichteten Eingeborenen, weshalb der Ministerpräsident, bei allem guten Willen, andere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, trotzdem auf die industrialisierte Hochtechnik mit ihrem kapitalistischen Ausbeutungsmechanismus seine Hoffnung setzt. Es fehle im Bildungsgang der leitenden Persönlichkeiten Afrikas die nötige Literatur, um einen Überblick über die einschlägigen Probleme zu gewinnen und um die situationsbedingte beste Lösung erarbeiten zu können.

Die Weiterfahrt führte uns in der Nachbarschaft von Giyani an einem großen Bauplatz vorüber. Der Straße entlang standen eben in der Fertigung stehende Backsteinhäuschen, wie solche der Ort selber aufweist. Sie sollen einmal den weißen Lehrkörper der im Bau befindlichen Landwirtschaftsschule aufnehmen. Im Busch über der Straße hatten Bulldozer das Erdreich aufgerissen und an einigen Orten mauerten Leute an den Grundmauern der projektierten Schule. Wir wurden unterrichtet, daß dies das Projekt sei, das die Basler Kirche mit der Chemieindustrie zusammen, als schweizerische Sonderfall-Entwicklungshilfe, im Gegensatz zum Rassismusprogramm der Oekumene in Genf, ausführt und damit dem kapitalistischen Profitinteresse einen frommen Dienstschild liefert. Man greift sich an den Kopf, wenn man das Homeland gesehen hat, seine Sitten und Möglichkeiten auf sich wirken ließ und erfährt, daß die Landwirtschaft wesentlich von den Frauen verrichtet wird, daß hier fortlaufend fünfhundert Farmer ausgebildet werden sollen, für die das Homeland kein Land zu einem Bauernhof zur Verfügung stellen kann, weil es zu klein ist. Wem dient dann eine solche Ausbildungsstätte? Wenn überhaupt jemandem, dann sicher nicht den Schwarzen des Homelandes. Die Ausgebildeten haben das Land auf der Arbeitssuche zu verlassen und zu versuchen, bei weißen Farmern unterzukommen und ihnen ihre erworbenen Kenntnisse zur Verfügung zu stellen und dafür das Sklavenschicksal eines an die Farm gebundenen Schwarzen einzutauschen.

Als ich nach Hause kam, fiel mir Ende Mai der Rundbrief der SAFEP (Schweizerische Arbeitsgruppen für Entwicklungspolitik), Nr. 1, April 1975, in die Hände, welcher unter dem Titel: «Unheilige Allianz zwischen Kirche und Industrie», lesens- und beherzigungswerte Feststellungen zu diesem Projekt in Gazankulu und weitere solche Projekte macht. Ich schließe mich mit vollen Überzeugung dem zusammenfassenden Urteil dieses Artikels über die kirchlichen Machenschaften an, wenn es dort heißt:

«Die Amtskirche tut etwas, um den fortschrittlichen Kräften an der Basis den Wind aus den Segeln zu nehmen. Was sie tut, ist total im Widerspruch zur ursprünglichen Idee. Sie bezieht ein Judas-Geld und gibt ihren Namen. Sie befriedigt die Ansprüche der Konzerne und

der NZZ-Christen und hält sich damit von (bürgerlicher) Kritik fern. Ob die finanzierten Projekte sinnvoll sind, ob die Kirche durch diese in den Augen der politisch sensibilisierten Afrikaner als korrumpiert dasteht, läßt sie kalt. Ein Südafrikaner aus dem mit dem weißen Regime verbundenen Kompradorenbürgertum (etwa ein Häuptling, den man nach Europa einlädt) läßt sich auf jeden Fall finden, um die Projekte zu rechtfertigen.» Willi Kobe

*

Nachträglich habe ich erfahren, daß die chemie-kirchliche Entwicklungshilfe in Gazankulu auf ein Gesuch von Prof. Ntsanwisi, resp. der Tsongakirche, zurückgeht. Trotzdem muß ich, aufgrund meines Augenscheines in jenem Homeland, auf meiner Kritik des Projektes bestehen.

Wer in den schwarzen Wohngebieten von Südafrika reist, kann dort feststellen, wie — verständlicherweise — die Schwarzen die Weißen in ihrem Wohnkomfort nachzuahmen suchen, soweit dies ihre Mittel erlauben. Ob solch eine Nacheiferung auch ihre Kultur zu fördern vermag, bleibt fraglich.

So kann man auch verstehen, daß technokratische Industrieanlagen den Schwarzen sehr beeindrucken. Mich auch. Aber es ist eine andere Sache, ob ihre Einführung in ein Homeland der wirklichen Wohlfahrt der Bevölkerung tatsächlich dienen kann. Möglich, daß diese Industrie Steuergelder einbringt, die sie für manche Entwicklungs- und Sozialanlagen dringend brauchen können. Aber Geldverdienen ist eben auch nicht alles. Das haben wir Weißen bei uns gründlich gelernt, wenn wir einen Blick auf den menschlich-sittlichen Zerfall unserer Industrie-Wohlstandsgesellschaft werfen. Sollen die Schwarzen die gleiche Erfahrung auch erst durchmachen müssen, bevor sie merken, daß nicht die Vergötzung der Maschine den Menschen weiterführt, sondern verantwortungsbewußte soziale Erziehung und Entwicklung? Dieser Entwicklung sollen gewiß in einem vernünftigen Maße auch Maschinen zur Verfügung stehen, welche den Menschen die Schwerarbeit erleichtern. Eine solche Entwicklungsplanung böte dem angestammten Sozialgefüge der Schwarzen eine zeitgemäße mögliche Entwicklung, deren Erfüllung gewiß einen längeren Weg zu ihrer vollen Entfaltung brauchen würde, aber mit größerer Sicherheit einen bescheidenen Wohlstand für alle erbrächte. Willi Kobe

---

Würde des Menschen ...

... Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu wohnen habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst. (F. Schiller)